



Der Hammer
Die Zeitung der
Alten Schmiede
Nr. 137, 11.25



Haben und Gehabe

Über
Herkunft
und
Klasse





Editorial

In seinen Arbeiten beschreibt der französische Soziologe Pierre Bourdieu, wie Kunstgeschmack, Lebensstil, religiöse und politische Vorstellungen mit einer sozialen Position verbunden sind. ›Distinktion‹ ist dabei ein zentrales Konzept – ein Verhalten, das Unterschiede zwischen sozialen Positionen herausstreicht. Man muss Bourdieus Arbeiten nicht gelesen haben und mit seinen Konzepten nicht vertraut sein, um Situationen zu kennen, in denen Zugehörigkeit zu oder Ausschluss aus Gruppierungen durch Distinktion hergestellt wird. Markiert wird so zum Beispiel die Zugehörigkeit zu Jugendgruppen oder Religionen, markiert werden aber auch Klassengrenzen: etwa durch die Art zu sprechen, sich zu kleiden, durch die Wohnungseinrichtung, durch das, was man gelesen hat, und vieles mehr.

Im Rahmen ihres Autorinnenprojekts *Haben und Gehabe. Klasse und Literatur* hat Sabine Scholl Autorinnen und Autoren eingeladen, unter den Aspekten von ›Herkunft und Klasse‹ über Literatur zu sprechen: Barbi Marković, Kaška Bryla, Magdalena Schrefel, Harald Darer, Anna Gschnitzer, Verena Mermer, Eva Schörkhuber. Das Projekt ist, um einige Beiträge erweitert, dokumentiert in dem Band *Haben und Gehabe. Zu Herkunft und Klasse in der Literatur* (Sonderzahl Verlag).

In ihrem Vorwort weist Sabine Scholl auf die mögliche Unsichtbarkeit von Distinktionsmerkmalen hin und nimmt dabei auf die Soziologin Hannelore Bublitz Bezug: Diese spricht von der »sozialen Magie verdeckter Praktiken«, die sozialen Aufstieg ermöglichen oder verhindern und als habituelle Codes weitergegeben werden. In *Haben und Gehabe* schreiben Autor*innen über Klassenwechsel, Herkunftssprachen und Sprachwechsel, die Verbindung von Chauvinismus und Klassismus; über das Putzen, fragmentierte Arbeitswelten und lange Busfahrten zwischen Wien und Cluj.

In diesem *Hammer* lesen Sie die beiden Texte aus der Abschlussveranstaltung des Projekts: Sabine Scholl und Natascha Gangl haben mit je unterschiedlichen literarischen Mitteln ihre eigene Erfahrung klassenbezogener Herkunft und Stigmatisierung in Text gesetzt.

Johanna Öttl

Sabine Scholl (Hg.): *Haben und Gehabe. Zu Herkunft und Klasse in der Literatur* (Sonderzahl Verlag, 2025)

PROGRAMMHINWEISE

Am **9.12.2025** stellt **Natascha Gangl** ihr Buch *Frische Appelle & andere Sprechtexte* (Ritter Verlag) gemeinsam mit **Anna Hauf** und **Brigitte Schwens-Harrant** in der Alten Schmiede vor.

Am **24.2.2026** präsentiert **Sabine Scholl** in der Alten Schmiede ihren Roman *Die zweite Haut* (Weissbooks).

Sabine Scholl

Auszug aus dem Roman

Die zweite Haut (Weissbooks, 2025)

Unsere Farben sind vorwiegend weiß, rot und schwarz. Weiß, die Unschuld in Blusen, Schleifen, Strümpfen, Schuhen, Kränzen. Rot in Miedern, Jacken, Hüten, Rosen. Schwarz in Kleidern, Hosen, Mänteln. Die Frauen sind Blumen. Die Männer sind Bäume. Braun und grün. Schwarz aber ist die häufigste Farbe meiner Kindheit. Weil schwarz die Männerjacken sind, die übrigbleiben, die Trauerkleider der alten Frauen, die gestorben sind. Ich darf eine Rasierklinge in die Hand nehmen und Nähte aufschneiden, Millimeter für Millimeter arbeite ich mich durch den Stoff, bedacht, weder meine Finger noch die Textur zu verletzen. Schlitze die Kleider auf, zerstöre die Geschichten der Frauen, die sie trugen. Grauer Staub hat sich in der Enge der Nähte verfangen, ich zupfe Fadenreste aus dem Stoff, kleine Löcher bleiben, das Gedächtnis des Kleides, einer Form von Leben. Ich blase die kleinen grauen Quaddeln fort, muss niesen.

Mutter näht einen Kleiderrock aus steifem, schwarzem Wollstoff. Verziert das Gewand an Säumen und Ärmeln mit Bändern aus rotem Samt. Befestigt silberglänzende Knöpfe an der Vorderseite. Ich mag dieses Kleid, die Bluse, die ich sonntags dazu trage, aus weißer Baumwolle mit Rüschen an den Ärmeln. Mein Hut ist rot, der meines Bruders schwarz wie sein Janker. Seine Kniebundhosen grün. Bevor wir losgehen, steigt er auf dem schmalen Brett bis auf die Spitze des Misthaufens, mustert aufgehäufte Exkremente vermengt mit Streu, der Gestank macht ihm nichts aus. Für das Foto unter der jahrhundertealten Eiche nehmen wir den kleineren Bruder, der noch nicht läuft, an Händen. Er geht los, wenn er stehenbleiben soll. Wenn er gehen soll, bleibt er stehen. Später erlaubt mir Mutter, den schwarzen Rock in die Schule anzuziehen, aber bald werde ich gehänselt. Leichenrock, schreien die Kinder, das ist ein Leichenrock. Meine geliebten Samtbänder, die roten Linien, die das Kleid überziehen, nennen sie Blutstreifen. Sie lachen sich tot.

Am Land wird nicht von »Klasse« gesprochen. Sondern nur von »Rot« und »Schwarz«. »Rot oder Schwarz« entscheidet darüber, wie und wo du wohnst. Es gibt nichts Drittes, außer der Obdachlosigkeit. Als ein Rentnerpaar aus der Hauptstadt neben uns einzieht, lernen wir bürgerliche Vorgaben kennen, welche die Frau an uns exerziert, indem sie vorgibt, uns als halbwegs gebildet einzuschätzen und deshalb als einzige Familie, mit der sie Umgang haben will. Vater macht sich über ihre Gewähltheit lustig. Mutter will diese Bekanntschaft nicht. Sie hat, wie ich, Angst vor Hunden. Oder umgekehrt, die Angst vor Hunden habe ich von ihr. Im Haus lauert der Geruch von Tieren. Sogar im Esszimmer. Landkinder können derartige Leidenschaften nicht verstehen. Die Nachbarn aus der Stadt lieben ihre Hunde mehr als die eigenen Kinder. Ihre Tochter hat einen Proleten geheiratet, den die Nachbarin verachtet. Meine schlechten Essmanieren, also eigentlich deren Abwesenheit, interpretiert ihr Mann als natürliches Verhalten. Aber ich habe nie anderes gelernt, als über kräftiges Zulangen meine positive Gemüthsstimmung gegenüber Essen-Anbietenden zu kommunizieren. Weil es außer über Essen und Kleider keine Kommunikation in unserem Zuhause gibt. Ein Enkel dieser Nachbarin wird Schauspieler. Wenn er zu Besuch kommt, denkt er sich Szenen aus, die ohne Mitspieler nicht funktionieren. Er stößt mich von einem unsichtbaren Seil, das er pantomimisch auf unserem Rasen ausgelegt hat. Ich falle, wie geplant. Mein Vater findet, dass der



Junge übertreibt, dass er überspannt ist. Eines seiner härtesten Urteile über Menschen, die nicht seiner Klasse angehören. »Überspannt« heißt »zu viel«, zu unnötig, das braucht keiner, das zerreißt, bei näherer Betrachtung oder Überlastung. Vater ist Wächter über die Klassengrenzen. Wer darüber hinaus will, ist disqualifiziert. Mutter macht mit bei diesem Spiel. Bei ihr ist Wut dabei. Unmut aus Hilflosigkeit. Überspannt findet Vater, dass die Schinkenfleckerl der Nachbarn im Rohr überbacken sind. Das sei nicht nötig, meint er. Übertrieben auch, wenn jeder einen Teller für den Salat bekommt. Salat kann von allen aus einer in der Mitte stehenden Schüssel gegessen werden. Alle Worte, die mit »über« beginnen, werden nicht gebraucht. Über-trieben, über-heblich, über-spannt.

Dieses psychische Kapital haben meine Eltern von ihren Eltern geerbt. Stolz auf deren Aufstieg, vom Kleinhäusler zur gekauften Bauernhofhälfte, wird nun vom eigenen Haus geträumt. Seine Großmutter, erzählt Vater, musste Wasser zum Trinken, zum Kochen, zum Waschen von einem Brunnen holen, der eine Viertelstunde Fußweg von der Keusche, in der sie wohnten, entfernt lag. Sie pumpte das Wasser, sie schleppte das Wasser. Täglich mehrmals. Die Menge des verbrauchten Wassers zeichnete sich ein in die Zeit, die es kostete, das Wasser zu holen, die körperliche Anstrengung, das Nass Eimer für Eimer zu transportieren. So wird die Wasserleitung im eigenen Haus zum höchstmöglichen Fortschritt. Zur Kostbarkeit. Alles darüber hinaus scheint unnötig. Genügsamkeit wird als Reichtum erfahren. Klassen werden nicht in Frage gestellt, sondern bestätigt. Die Ordnung der Gesellschaft gefestigt. Vater arbeitet bei der Eisenbahn. Er hat Schlosser gelernt, wurde Lokführer, später Fahrdienstleiter in einem Büro. Sein Sicherheitsdenken kommt von daher. Das Notwendigkeitsdenken. Sein größter Wunsch ist, dass seine Söhne »zur Eisenbahn gehen«. Dann würde ihnen nie mehr was passieren. Alles wäre gut. Für immer. Meine Mutter ist Hausfrau. Zwei Jahre hat sie als Sekretärin in einer Suppenpulverfabrik gearbeitet, bevor sie heiraten musste.

Erst als ich Stammbäume im Anhang eines Sammelbands lese, zu dem ich als Autorin beigetragen habe, erkenne ich Unterschiede. Die Eltern von Kolleginnen sind Richter, Lehrer, Arzt, Rechtsanwalt, Ingenieur, Journalist. Von zwanzig Beitragenden stammen nur zwei Frauen aus prekären Verhältnissen. Eine davon bin ich, vom Proletariat ins Prekariat gelangt. Das Bürgerliche habe ich bloß gestreift. Wie peinlich berührt Mutter war, als ich sie um Daten für diese Publikation bat. Am liebsten hätte sie sich geweigert, sie herauszugeben. Sie selbst näht sich ein paar Stiche aus ihrer Herkunft heraus. Eine Dame kommt wiederholt zu Besuch, eine Deutsche auf Kur. Sie bringt spannende Worte, wie Teneriffa, Flamenco, ins Haus, bringt Parfüm und Seife als Geschenk. Sie bringt Stoffe, und Mutter fertigt Kleider für wenig Geld. Die Deutsche kann sich die Arbeit meiner Mutter leisten. Bessert ihre Garderobe auf. Mutter schneidert. Das ist das Geld, das sie für sich selbst verdient. Das sie für sich behält. Die Deutsche zieht sich die Arbeit meiner Mutter an, trägt sie am Leib. Trägt ihre Gedanken, ihre Zeit auf ihrer Haut. So wie ich auch.

Indem Mutter näht, hält sie die Dinge zusammen, hält sie die Körper ihrer Kinder, das Haus zusammen, ihre Siebensachen. Sie steckt in den Nähten, in den Maschen der für uns gestrickten Westen, Socken und Pullover. Sie hüllt uns in ihre Gedanken, ihre Wünsche. Meist weigern wir uns, sie wahrzunehmen. Während sie daran arbeitet, will ich nicht mitmachen, oder nur selten. Als ich zu jung bin, um Stricknadeln zu halten, soll ich an einem

Holzpilz Wollfäden um Nägel winden, so dass nach und nach eine lange Schnur entsteht. Stricklieseln soll ich, sagt Großmutter. Die Wollwurst, die sich viel zu langsam aus der unteren Öffnung dreht, scheint ohne Sinn. Was soll ich damit? Die Zeit, die ich damit verbringe, ist mir zu schade. Lieber will ich hinaus. Will meinen Körper bewegen, nicht nur die Hände. Späteren Versuchen, mich mit Stricknadeln zu disziplinieren, verweigere ich mich. Häkeln ist einfacher und trotzdem anstrengend. Als würde der Faden erst durch meinen gesamten Körper laufen, bevor er endlich Eingang in dieses winzige, mit der Nadel aufzubohrende Loch findet, um im Gewebe aufzugehen. Immer wieder werde ich eingefangen, meiner zukünftigen Rolle zugeführt.

Märchen werden personalisiert. Um zu verstehen. Schneeweißchen und Rosenrot, das sind meine Cousine und ich. Die Muttergeiß ist meine Tante mit vielen Kindern, sieben Geißlein, die allein zuhause sind. Mutter näht mir ein Schneewittchenkostüm. Was wurde mir beigebracht mithilfe dieses Kleids? Dass die zu umsorgenden männlichen Mitbewohner immer in deinen Röcken hängen? Die Zwerge sind mir eingenäht. Ich bin zwar unabhängig, trage die Pappkrone, doch die Kleinen werde ich nie los. Das Weiß meines Kleids hingegen macht mich fast zur Braut. Apfel, Kamm und Gürtel, eine ältere Frau hasst mich, weil ich die Schönste bin. Sich lange im Spiegel zu besehen, ist nur für böse Frauen. Ich bin froh, keine Stiefmutter zu haben. »Stief« klingt entsetzlich. Am Ende rettet mich ein Prinz. Ich muss nicht sterben. Mutter setzt mir die goldene Krone der Sorge für andere auf. Dreht mir Locken. Das, was ich nicht habe und nicht bin, wünsche ich mir. Eigentlich will ich pechschwarzes Haar, wie das echte Schneewittchen, haben. So wie die Komtesse, meine Mitschülerin. Hin und wieder darf ich mich in dem kleinen Schloss ihrer Familie mit ihr auf Schatzsuche begeben. Viele Jahrzehnte nach dem Ende der Monarchie noch gibt die Aristokratie in kleinen Dörfern den Ton an.

Nie bleiben Vaters Fingernägel dreckig. Er reibt sie mit Zitrone sauber, bürstet und poliert. Obwohl er ein Handwerk gelernt hat, sind es die Hände eines Büromenschen. Obwohl er mit schmutzigem Material umgeht, wenn er bastelt. Dreckig sind die anderen. Das Privileg, sich waschen und pflegen zu können, ist Vaters Stolz. Er ist überzeugt, mithilfe seiner Hände genauso gut im Leben zu bestehen wie die Studierenden, die er wegen ihrer Distanz zur Praxis verachtet, ja lächerlich findet. Ich bin stolz, dass er so viel basteln und selber machen kann. Manchmal ist es mir unangenehm. Weil andere denken könnten, wir hätten nicht das nötige Geld, um zu kaufen, was uns gefällt. Was stimmt. Vater arbeitet, um die Familie zu ernähren, sich etwas aufzubauen, ein Haus, ein Auto, einen Garten, eine Hütte in den Bergen. Er braucht keine Handwerker und kein Möbelhaus, er kümmert sich, pflegt den Besitz, damit der nicht an Wert verliert. Die Studierenden geben falsche Ratschläge, er hingegen weiß, wie alles funktioniert. Wenn er reist, blickt er mit den Augen des Handwerkers auf die Fremde, prüft technische Lösungen in anderen Ländern, Haken, Kreuzschrauben, Türschnallen, den Verputz von Wänden. Während Mutter den Faden in die Maschine fädelt, arbeitet er an der Schweißnaht unseres Lebens. Vaters Gesicht verschwindet hinter der schwarzen Maske mit Sichtfenster, es blitzt. Ich darf nicht hinsehen, um mir die Augen nicht zu verderben. Das Eisen schwitzt und fließt in der Naht zusammen. Wird wieder hart. Die mit dem Faden gefertigte Naht aber bleibt vorläufig, schwebend, lässt sich wieder leicht lösen. Das mit dem Apparat verbundene Eisen kann nicht gebrochen werden. Eisen gewinnt. Mit dem



Hammer schlägt er Druckknöpfe in einen Rock aus falschem Leder, den Mutter für mich näht.

Vater entwirft das Haus, liest Architekturzeitschriften, um sich Ideen zu holen. Mit ihm bewundere ich die Bauten von Frank Lloyd Wright in Schwarz-Weiß. Als ich acht bin, ziehen wir um. Mit zehn komme ich ins Gymnasium in der nächstgrößeren Stadt. Ich befreunde mich mit Hermi, die ich aus der Grundschule kenne. Wir fahren mit der Bahn. Hermi ist die Tochter eines Gendarmen. Behörde, Kontrolle. Das ist mehr wert als wir. Denken meine Eltern. Denkt Hermi. Denke ich nicht. Ihr Vater fährt in grauer Uniform und Kappe mit einem schwarzen Moped in der Stadt herum. Ihre Mutter ist nicht so hübsch wie meine. Sie trägt eine blaue Nylonkittelschürze über einem kurzärmeligen, gekauften Strickpulli und einem Rock aus grauem Trevira. Ich verbringe viel Zeit mit Hermi, weil ich ihr vertraue, und erzähle ihr alles. Auch die Geschichte des selbstgebauten Hauses. Neben der Eingangstüre ist eine Tafel angebracht, wie bei allen Eigenheimen unserer Gegend. Darauf ist vermerkt, dass dieser Bau mithilfe eines Kredits errichtet wurde, den die Eltern im Laufe von Jahrzehnten abbezahlen. Deshalb müssen wir sparen. Für Hermi bedeutet die Plakette, dass wir Schulden haben. Das ist das Letzte. Schulden heißt, wir können uns gar kein Haus leisten. Unanständig. Eine Straftat eigentlich, bemerkt die Tochter des Gendarmen. Uns anzumaßen, wir hätten das Recht auf ein eigenes Haus. Richtig wäre, darauf zu verzichten und uns mit einer Wohnung zu begnügen. Das wäre wenigstens ehrlich. Bislang war ich stolz auf das Haus, aber Hermi redet mir das aus. Ich hätte mich geirrt. Weil meine Eltern Schulden gemacht haben, bin ich auch schuldig. Allein, dass Vater und seine Geschwister das Bauland von ihren Eltern, die Bauern sind, erhalten haben und den Grund nicht kauften, zeige, dass wir arme Schlucker sind. Hermi quält mich sogar während des Unterrichts, indem sie mir wieder und wieder vorwirft, wir wären schlimmer als arm. Im Grunde Verbrecher. Sie genießt meine Scham und meine Verzweiflung. Ich habe nichts, was ich ihr entgegenhalten kann. Ich heule. Ich will nicht mehr nachhause, nicht an meiner Station aus dem Zug steigen, zurück zu den verachteten Eltern. Hermi hat recht. Sie ist wertvoller als ich. Sogar noch viel edler, als ich mir je vorstellen kann. Sie verrät mir ihr großes Geheimnis. Niemandem darf ich davon erzählen. Eigentlich ist Hermi die Nachfahrin einer hochadeligen Familie. Heimlich zeichnet sie während des Unterrichts auf einem Schreibblock Stammbäume auf, wirft adelige Namen auf das Blatt, seitenlang. Sie ist im Grunde das Kind von Herzogen und Fürsten. Nur weil der Adel verboten wurde, kann sie ihren vollen Namen nicht tragen. Eigentlich dürfe sie in einem Schloss wohnen, bringt Hermi mir bei. Ich glaube ihr. Hermi ist kostbar, weil aus der Stadt. Alle, die nicht aus der Stadt sind, sind rot und blau, Bauernsau. Sogar mein Nachname kommt von Scholle und verweist auf bäuerliche Herkunft. Wir sind Erdwesen. Dreckspack. Ich beginne die Eltern, das schuldige Haus und mich selbst zu verachten, beginne zu verschweigen, woher ich bin. Treffe ich Vater jetzt am Bahnhof, grüße ich nicht. Weil ich mich schäme und nicht zugeben will, dass der Mann in seiner schwarzen Dienstlederjacke mit seiner schwarzen Dienstledertasche mein Vater ist. Sie haben mir beigebracht, dass sein Beruf und damit meine Herkunft verachtenswert sind. Er ist gekränkt. Meine Eltern befürchten zu Recht, dass ich später an die Universität will und nehmen mich vom Gymnasium. Ich soll eine Ausbildung erhalten, rasch Arbeit finden und Geld verdienen. Etwas Handfestes, nichts Verwaschenes wie ein Studium, worunter sie sich nichts vorstellen können. Ich muss mir einen neuen Plan überlegen.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags

Sabine Scholl, *1959; lebt nach mehrjährigen Aufenthalten in Chicago, New York und Nagoya/Japan in Wien. Sie studierte Germanistik, Geschichte und Theaterwissenschaften in Wien und promovierte über Unica Züri. Seit 2001 lehrt sie Literarisches Schreiben am Deutschen Literaturinstitut Leipzig und an der Universität der Künste Berlin, von 2009 bis 2012 war sie Professorin am Institut für Sprachkunst der Universität für angewandte Kunst Wien. Sabine Scholl schreibt Romane, Essays, Gedichte, Theaterstücke und Hörspiele. In Buchform erschien zuletzt u.a.: *Die im Schatten, die im Licht*. Roman (2022); *Transit Lissabon* (2024); *Haben und Gehabe. Zu Herkunft und Klasse in der Literatur* (2025); *Die zweite Haut*. Roman (2025) – siehe Lesungstermin auf Seite #2.

Natascha Gangl, *1986; sie studierte Philosophie an der Universität Wien und Szenisches Schreiben am DRAMA FORUM Graz und lebt nach längeren Aufenthalten in Mexiko und Spanien derzeit in der Südoststeiermark und in Wien. Natascha Gangl schreibt Prosa und Essays, performt Sprechtexte und produziert Hörstücke für den ORF und den SWR. Gemeinsam mit dem Elektroakustik-Duo *Rdeča Raketa* (Maja Osojnik und Matija Schellander) entwickelt sie Live-Hörstücke, mit dem Kollektiv Spitzwegerich entsteht Objekt-, Figuren- und Musiktheater; Zusammenarbeit mit dem Kabinetttheater Wien. In Buchform veröffentlicht: *Wendy fährt nach Mexiko* (2015); *Das Spiel von der Einverleibung. Frei nach Unica Züri* (2020); *Frische Appelle & andere Sprechtexte* (2025) – siehe Lesungstermin auf Seite #2.



Natascha Gangl

ZUSAMMEN-DENKEN SKIZZEN ZU HERKUNFT, KLASSE & LITERATUR

INTRO

Die Erinnerung an einen Theaterabend. Deine Familie auf Besuch in der Stadt. Sieht sich das von dir geschriebene Stück an. Eine Kollegin sagt nach der Premierenfeier:

»Schön, dass deine Familie so einen guten Abend hatte –
Sie schämen sich gar nicht dafür, keine Ahnung von Kunst zu haben –
Dass sie nie ins Theater gehen.«

Du schämst dich.

Dafür, dass du die Sätze nicht hast kommen sehen?

Oder: Dafür, dass du die Sätze hast kommen sehen?

Für die Kollegin? Die vielleicht gelernt hat, sich in Räumen zu schämen, die sie nicht kennt?

POR DIÖ!

Mit Anfang zwanzig arbeitest du das erste Mal als Regieassistentin. Die Regisseurin wird von einer Freundin darauf aufmerksam gemacht, dass du schreibst. Die Regisseurin findet die Texte gut und will sie inszenieren. Der erste Ratschlag, den sie dir gibt – nach dem ersten (für dich) sehr persönlichen Gespräch:

Lies Pierre Bourdieus *Die feinen Unterschiede*.

Du hast keine Ahnung, was diese Lektüre-Empfehlung impliziert. Du hast keine Ahnung, was die Regisseurin von dir sieht und hört. WARUM sie dir dieses Buch empfiehlt.

Du willst den Namen des Autors in dein Notizheft schreiben. Du hast keine Ahnung, wie man den Namen Bourdieu schreiben könnte.

Du wagst es nicht, die Regisseurin nach der richtigen Schreibweise zu fragen. Du schreibst P – O – R – D – I – Ö. In deinem Dialekt gibt es keinen hörbaren Unterschied zwischen B und P. Vor Aufregung vergisst du, dir den Titel des Buches zu notieren, und vergisst den Titel des Buches.

Wenn du heute »Pordiö« in die Suchmaschine tippst, findest du nur einen Eintrag, bei dem es heißt: »Full text of Spaniens Anteil an der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts« – »pordiö, e tomäiidolo, junlölö con el otro« –
Was auch wieder nur zeigt:

Der eigenen Biographie entkommst du in der Zeit, in der du stehst, so wenig wie dem personalisierten Algorithmus.

Ein Jahr später wiederholt sich die Szene. Wieder sagt dir die Regisseurin mit NACHDRUCK: Du sollst wirklich Pierre Bourdieus *Die feinen Unterschiede* lesen.

Diesmal bist du schlauer, notierst:

»Feine Unterschiede«.

Du gehst in die Buchhandlung und fragst nach feinen Unterschieden.

Das Buch kostet über 20 Euro.

Du kannst dir das Buch nicht leisten.

Du schämst dich.

Du stehst in der Buchhandlung, vor der Buchhändlerin, weichst ihrem Blick aus, blätterst durch den schwarzen Band und versuchst, dieses Buch auf eine Weise zu betrachten, die die Entscheidung, es zu kaufen, doch noch zu deiner Entscheidung macht. Also: Ob der Inhalt dich wirklich interessiert.

Du versuchst etwas vom Buch in dieser Buchhandlung zu lesen. Du blätterst dich durch. Anstelle des Buchs. Und wirst so aufgeregt, dass du dir keinen einzigen Satz einverleiben kannst.

Du verstehst nicht, warum die Regisseurin dir mit so einem Nachdruck dieses Buch erneut empfiehlt. Aber du verstehst, wie lange du brauchen würdest, um dieses Buch zu lesen und zu verstehen. Du verstehst, dass du neben deinen zwei Studien, der Arbeit im Kindergarten und dem Versuch, daneben ein Theaterstück zu schreiben – niemals – die Zeit haben wirst, dieses Buch zu lesen. Was hat dieses Buch überhaupt mit dir zu tun? Du suchst auf den Seiten keinen Anhaltspunkt für dich. Du rutschst ab.

Schon der Name: Bourdieu. Du hast in der Schule jedes Jahr auf eine Französisch-Klasse als Freigegegenstand gehofft. Die Klasse kam nie zustande, da es in der ganzen Schule nur eine angehende Kindergärtnerin gab, die Französisch lernen wollte: dich.

Du gehst mit dem Buch in der Buchhandlung spazieren und legst es einfach irgendwo bei den Kinderbüchern hin.

Verschwindest nach draußen. Fühlst dich schlecht.

Du beschließt: Du wirst dir dieses Buch keinesfalls aus der Bibliothek holen. Du wirst dieses Buch, das du dir auf keine Weise leisten kannst, nicht lesen.

Seit genau 18 Jahren geht dir dieses Buch nicht aus dem Kopf.

Du hast gelernt: DASS es etwas heißen könnte, wenn eine Regisseurin einer jungen Frau aus der Provinz, mit Dialekt und ohne Geld, mit Nachdruck und mehrfach liebevoll empfiehlt, Bourdieu *Feine Unterschiede* zu lesen:

WAS – kannst du noch immer nicht niederschreiben.

Sie hat in deinen blinden Flecken gelesen.

Du schämst dich. Wofür?

Hätte die Regisseurin Klartext mit dir geredet –

Was hätte sie dir erspart?

Und was heißt Klartext?

Das Buch kostet mittlerweile 29,50.

Immer wieder legst du das Buch in den Warenkorb.

Und löscht es wieder.

Du legst es in den Warenkorb.

Und löscht es wieder.



Jetzt, heute, denkst du dir:
 Was hätte dein 20-jähriges ICH von diesem, deinem Text
 hier verstanden?
 Für welches Publikum schreibst du diesen Text?
 Wer kennt die feinen Unterschiede?
 Wer nicht?
 Wer hört dir zu?
 Und:
 Wer kann dich überhaupt verstehen?
 In welcher Sprache schreibst du?

WAS WILLST DU WERDEN?

Eine der wichtigsten Fragen für deine M. ist die Frage:
 »Was willst du einmal werden?«

Sie stellt die Frage jedem Kind und jeder und jedem Jugendlichen bei
 jeder Gelegenheit. Und sie stellt sie wiederholt.

Du beobachtest:
 Sie beobachtet:

Die Dynamik, die in der ausgesprochenen Antwort steckt, mit größter
 Spannung. Wann verändert sich die Antwort und wohin geht sie?

Wünsche werden Möglichkeiten. »Was willst du werden?«
 Aus dem Landwirt wird ein Wirt, dann ein Biologe, dann – Ratlosigkeit.
 Aus der Malerin wird eine Kindergärtnerin, dann etwas mit Natur-
 wissenschaft, dann – Ratlosigkeit.
 Aus dem Musiker wird ein Komponist, dann ein Musikschullehrer, dann
 ein Polizist.
 Aus der Volksschullehrerin wird eine Kindergärtnerin.
 Aus der Architektin eine Ordinationshilfe – Ratlosigkeit.
 Aus dem Landwirt wird ein Ingenieur wird ein Montagearbeiter, dann
 ein Wartungsarbeiter für den Golfplatz.

Du kannst den Zeitpunkt nicht mehr festmachen, an dem dir begonnen hat
 aufzufallen, dass M. ständig diese Frage »WAS WILLST DU WERDEN?«
 stellt – wahrscheinlich war die Frage immer schon da. Seit deiner
 Geburt da.

Es ist Sommer. M. kommt von der Arbeit. Erschöpft. In acht Stunden
 20 Gäste massiert. Ihre Schultern hängen. Sie trinkt Kaffee und raucht
 Zigaretten im Garten. Die Beine hochgelegt auf einen Sessel. Sie blickt
 auf die Grenze, die den ganzen Horizont hier einnimmt. Sie dampft aus.
 Du setzt dich zu ihr. Heute liegt dein Aufnahmegerät noch auf dem
 Tischchen vor ihr im Garten, zufällig.
 Du schaltest es ein und heute fragst du sie:

T: Was wärst Du eigentlich gerne geworden?

M (lächelt): Krankenschwester.

T: Und warum hast Du nicht gemacht? Das ist ja kein Wunsch, der
 aus der Welt hier gefallen wäre.

M: Die haben mir gesagt: »Du kannst ja kein Deutsch.«
 Ich kann kein Deutsch.

M. sitzt an diesem Sommerabend vor der Grenze, dem Ausblick ihres
 Lebens und eigentlich sagt sie –

Eigentlich sagt sie: »I kau jo ka Deutsch.«

Der Satz trifft. M. spricht kein Slowenisch. M. spricht kein Ungarisch.
 M. spricht kein Kroatisch. M. spricht ein paar wenige Worte Englisch.
 M. spricht ein paar wenige Worte Spanisch. Ein paar wenige Worte
 Italienisch. Vom Urlaub.

Eigentlich wäre zu schreiben: M spricht nur Deutsch. Jetzt kannst du
 schreiben: M. spricht nur Dialekt, gemacht aus zwei verschiedenen
 Dörfern an der Grenze.

T: Wer hat Dir das gesagt? Dass Du kein Deutsch sprichst?

M: Alle. Das hat schon in der Volksschule begonnen.
 Wir sind runtergedrückt worden.

Eigentlich sagt sie: »o-we-druckt.«

O-gstemplt.

Abgestempelt.

Total minderwertig.

»Wenn Du nicht rechtschreiben kannst,
 kannst alles andere auch nicht.«

Die haben gesagt: »Du kannst ja eh ned Deutsch.
 Schau mal, wie Dein Vater redet.«

In der Klasse haben nur die gezählt,
 die nicht kleine Landwirte waren.

Das muss man sagen. Alle anderen waren: Unten durch.
 Wir können nicht rechtschreiben. Weil –
 nicht ordentlich reden hier.

Ich kann mich an kein einziges positives Erlebnis erinnern.
 In der Schule.

Nix. Ich kann mich auch nicht erinnern,
 dass O. jemals gelobt hätte. Mich.

Darum war mir auch so wichtig, dass Du –
 Gut bist.

Verstehst?

Und dass da eine – positive Stimmung ist.

Dass es lustig ist – das Lernen.

Dass man das – eh kann.

Dass man gar nicht auf die Idee kommt, dass das etwas –
 Negatives –

Verstehst?

Du hörst die Worte:

UNTEN DURCH. OWE DRUCKT. NIEDA GMOCHT.

Und du denkst an Boden, die Erde, die die Arbeit der Familie war.

Generation um Generation um Generation.

Generation um Generation um Generation.

Die Erde, die du hier, jetzt, suchst.

T: Also – hättest Du dich getraut, den Mut – den Mund – die Wut –
 aufgebracht – trotzdem – Du wärst Krankenschwester geworden?

M: Hätte ich mich getraut – zu probieren.
 Die Aufnahmeprüfung zu machen ... ja.
 Aber nicht mal von O. kam das Thema, die Frage
 »Was willst du werden?« oder das:



»Du kannst das machen.«
 Ich hätt's gern getan – aber –
 Ich hab mich gar nicht getraut, zu sagen:
 »Ich möcht das machen.«
 Verstehst?

Und dann fragt sie dich wieder:
 Was würdest Du gerne werden?

Und du sagst:
 T: Darüber reden wir jetzt nicht.

Bist ja gerade, was du geworden bist: Eine Schriftstellerin mit einem Aufnahmegerät. Vor der sich ein Text auftut. Den sie schreiben wird. Weil in dem Satz »Du sprichst kein Deutsch« – Alles – gesagt ist, das erforscht sein will. Kann M. das nicht sehen? Das Gewordene. Diese Arbeit. Weil es nicht wie Arbeit aussieht. Nicht wie Arbeit bezahlt ist. Aber wertvoll – willst du sagen. Aber – auch etwas anderes als Arbeit. Und M. das vielleicht nicht sieht? Immer noch wartet? Auf ein richtiges Studium? Deine Festanstellung? Etwas *Gscheits*? Sich Sorgen macht. Dich nicht im Fragilen, Prekären sehen will. Nicht abgekämpft? Nicht *gstress*? Dir Stellenausschreibungen aus der Gemeindezeitung ausschneidet. Sie liegen morgens auf dem Esstisch, wenn du aufstehst und sie schon bei der Arbeit ist.
 – Das Gefühl, etwas nicht geschafft zu haben –
 Also fragst du:

T: Und die O. – die wollte doch Lehrerin werden?

M: Ja, aber die hat müssen aufhören Schule zu gehen. Mitten in der vierten Klasse Hauptschule. Ab dem Alter musste man nicht mehr. Kann man daheim arbeiten.

T: Ja – aber wenn sie gerne Lehrerin geworden wäre – warum hat sie nicht mit Euch gelernt?

M: Ich kann mich nicht erinnern,
 dass sie mit uns einmal gelernt hätte.
 Wenn dann – vielleicht im Notfall – um Achte auf d'Nacht.
 Wenn sie vom Arbeiten heimgekommen ist.
 Wo wir eh nicht mehr mögen haben.
 Ich kann mich echt nicht erinnern,
 dass sie einmal mit mir gelernt hätte.
 Vielleicht hat sie mir –
 Einmal im Leben –
 Irgendwann einmal –
 Ein Diktat angesagt.

T: Weil sie keine Zeit gehabt hat?

M: Schätze ich. So hab ich das gesehen.
 Das Arbeiten wichtiger gewesen.

ZUSAMMEN DENKEN

Du erinnerst Dich: Als du mit O. noch über deine Arbeit sprechen konntest –

Wie bei: »Was machst Du heute noch?«

Oder: »Was hast Du gemacht?«

Und du: »Schreiben.«

Und O. dann immer:

»Du oama Teifl.«

Genauer:

»Du armer Teufel.

Deinen Beruf möchte ich nicht haben.

Immer drinnen.

Immer etwas zusammendenken.«

Oder:

»Du armer Teufel.

Immer muss Dir was einfallen.«

Und jetzt, wo du zurückdenken kannst, hörst du:

Einfall, wie:

Einfallen bei dir.

Etwas fällt bei dir ein, wie:

Du musst dich überkommen lassen, wie:

Überfallen werden von etwas.

Besonders grauenhaft die Vorstellung für sie, die immer nur nach draußen in den Obstgarten, den Gemüsegarten, das Feld, am liebsten: den Weingarten, den Wald – wollte –
 Immer fort von der Küche, der Hausarbeit, den Kindern wollte –
 Immer drinnen sitzen zu müssen.

Aber am stärksten hat sich der Ton ihres Mitleids gesetzt auf dieses:

»zusammendenken«

»imma wos zam-denken«

Wie in:

»fusionieren«

Wie in:

Vereinbarungen finden, Übereinstimmungen, Gemeinsamkeiten, Schlüsse.

»Du oama Teifl«

Etwas, das man nicht werden wollen kann.



WOHER DU DAS HAST

Als Du beginnst, Deine ersten Texte zu veröffentlichen und die Regionalzeitung darüber schreibt, geht die Frage durchs Dorf: Woher du das hast.

»Woher hot sie des?«

»Na, vo uns sicha ned. Vielleicht vo da oundern Seitn.«

Auf der anderen Seite der Familie:

»Na, vo uns sicha ned. Wahrscheinlich vo da oundern Seitn.«

Niemand hat die Herkunft der Texte für sich reklamiert.

Diese Texte, die selbst so unverständlich wie ihre Herkunft waren.

(»Des versteht ma jo ned.«)

Braucht das Schreiben eine Herkunft?

Weil geglaubt wird, dass jede Sprache Herkünfte hat?

»Woher hast Du das?«

Beginnen sie dich zu fragen.

Und du beginnst zu antworten mit:

»UNKRAUT. Kummt afoch.«

Und diese Antwort kommt einfach.

Darauf sagt dann niemand mehr etwas.

Du bleibst alleine mit deiner Gegenfrage:

Warum glaubst, will oder muss etwas zur Sprache kommen?

Oder: Was für einen Sinn hat das Schreiben? Warum passiert es?

Früher oder später beginnt jemand zu schreiben. Muss jemand damit beginnen?

TRAUM EINER SCHRIFSTELLERIN

Im Traum dieser Nacht betritt M. einen vollen Raum.

Es ist Abend. M. sieht so schön aus. So entspannt.

So ganz und an ihrem Platz. Menschen warten auf sie.

Eine große Feierlichkeit im Raum. M. geht durch die Sesselreihen.

Sie tritt vor auf eine Bühne. Sie setzt sich und beginnt zu lesen.

M. ist die Schriftstellerin.

M. ist Lyrikerin.

Du wachst auf.

Mit einem Gefühl der Erleichterung.

Das – ist es also:

Sie schreibt.

Gedichte.

Weil: Sie spricht Gedichte.

Bevor sie O. berührt, sagt M.:

Ich muss meine Hände identifizieren.

Auf dem Weg ins spanische Konzert fragt M.:

Wann beginnt die *Flamingo*-Show?

Nach dem Dampfbad sagt M.:

Es hat mir sehr gefallen im *Hamas*.

Am Geburtstag sagt M.:

Es gibt *Spigottentorte*.

Es ist M., die schreibt:

Blödslich!

Du erkennst, erinnerst:

Wenn M. liest, wenn M. spricht, dann rotieren die Buchstaben. Sie hat alle beisammen. Aber in anderer Reihenfolge. Sie sieht die Sprünge im Zeichen. Sie bringt trotzdem etwas *zusammen*. Zum Samen. Alle Buchstaben sind da. Alle Buchstaben sind nicht da. Aber fast. Die Worte bleiben nicht vertraut. Die Fehler bleiben nicht die gleichen. Wenn sie liest, liest sie immer wieder neu. Sie verliert die Zeile. Langsam stockend tastet sich die Zunge lautierend vor und wickelt sich *wider* zurück. Beendet sie den Satz, weiß sie nicht, was sie gelesen hat, ob er wirklich zu Ende ist. Sie liest ja immer – ja immer alle möglichen Sätze im Satz mit. Diese Fülle ist unmerkbar. Unerinnerbar.

Wenn sie eine Geburtstagskarte schreibt – macht oder sucht sie sich immer eine Vorlage. Sie schreibt die Vorlage nicht ab. Sie malt langsam Buchstabe für Buchstabe. Sie malt ein Wort wie ein Porträt. Das Gesicht bekommt nicht jeden Zahn. Aber den richtigen Ausdruck. Die Nase kommt aus dem Scheitel. Wie der *Getanke*. Der getankte Gedanke. Danke. Sagt das *Wuat*, für das Tag für Tag eine neue Schreibweise gefunden *wirt* und das damit nie sinnentleert werden kann, weil es ja werden kann und nicht nur angewendet wird. Es: *Wirt*. Wird bezogen und gibt aus.

M. schrumpft vor den Buchstaben eines Wortes. Sie versucht zu fixieren. Bekommt das ganze Wort in seiner Immensität aber nicht zu fassen. Sie sieht sich manchmal einfach nicht im Stande. Sie fällt – oder: Sie sieht sich fallen. Denn: Beim Lesen – dabei, daneben und dazwischen reißen Krater durch den Text. *Reisen* Gräben. Geben Ausblick auf Boden, Grund, Untergrund. Vertigo. Einmal hineingerutscht in dieses unendlich abgründige Weiß ist es schwer bis unmöglich für M., auf der anderen Seite sinnbeladen wieder hochzukommen. Die Bedeutung bleibt oft unten liegen, wenn M. sich am nächsten Buchstaben hochzieht. Geht M. in einen Text hinein, kommt sie lange nicht wieder zurück.

Sie bleibt aus.

Und das macht sie gerne und oft.

M. liest täglich.

Solange sie ihr Tempo halten kann und nicht laut vorlesen muss.

Sie sagt: Der Klang zur Schrift – den Klang in die Schrift –

den Klang aus der Schrift –

»Des is as *Schlimmste*.«

